

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabend).

Inserate kosten die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beliegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Bei der Nachwahl in Cannstadt-Ludwigsburg erfolgt die Sozialdemokratie einen glänzenden Sieg.

In Italien führte die Aufdeckung eines Marinekandals zur Verhaftung des Direktors der königlichen Werft in Castellamare.

Spanische Truppen erlitten bei einem Vorstoß in Marokko eine schwere Niederlage.

Der Führer der griechischen Opposition, Venizelos, hat seine Kandidatur für die griechische Nationalversammlung aufgegeben.

Ein Bataillon, ein Kanonenboot und zwei Torpedoboote sind von Konstantinopel nach der Insel Samos abgegangen.

Flottenabkommen.

Leipzig, 1. August.

Der Reichstag und die Landtage sind vertagt und die bürgerlichen Zeitungen, für die es nichts Wichtigeres gibt, als was sich auf der parlamentarischen Bühne abspielt, wissen augenblicklich nicht, womit sie ihre Spalten füllen sollen. Immer wieder die welterschütternde Frage zu erörtern, ob Bassermann geht oder bleibt, oder aus den Aphorismen des Herrn von Bethmann zu erraten, ob er staatskonservativ oder liberal angehaucht ist, das ist auf die Dauer etwas langweilig. Da taucht gerade zur rechten Zeit in der bürgerlichen Presse wieder die Frage eines Flottenabkommens zwischen Deutschland und England auf. Es wird versichert, daß zwischen dem Leiter des Marineamts v. T i r p i t h und dem Leiter des Reichsschatzamts W e r m u t h Differenzen ausgebrochen seien, weil der um den Reichsfiskus besorgte Vermuth für ein Flottenabkommen eintrete, während Tirpitz ein entschiedener Gegner einer solchen Verständigung sei und für den Fall der weiteren Verfolgung dieser Idee mit dem Rücktritt drohe. Wir überlassen es der bürgerlichen Presse, die Frage der angeblichen Differenzen zwischen den verschiedenen Handlangern des persönlichen Regiments weiter zu erörtern und wollen uns dafür einmal mit der Frage des F l o t t e n a b k o m m e n s selbst beschäftigen, da uns scheint, daß sie eine gründlichere Besprechung verdient, als ihr bisher in der Parteipresse zuteil wurde. Die Lösung des deutsch-englischen Flottenabkommens, oder wie sie später in der sozialdemokratischen

Presse und Agitation modifiziert wurde, die Lösung eines internationalen F l o t t e n a b k o m m e n s tauchte zuerst in der linksliberalen Presse auf. Sie wurde später von der sozialdemokratischen Presse aufgefangen und von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion formuliert, ohne daß sie vorher in der Partei eingehend diskutiert worden wäre.

Die Frage wird denn auch in der verschiedenartigsten Weise aufgefaßt, was um so weniger verwunderlich ist, als es kein Gebiet der Politik gibt, das so abseits von der sozialdemokratischen Praxis läge, wie die auswärtige Politik im allgemeinen und die Marinepolitik im besonderen. Man kann sagen, daß die Veränderung im Charakter der auswärtigen Politik, die seit dem Frankfurter Frieden allmählich eingetreten ist, ihre Umwandlung aus einer europäischen Politik in eine Weltpolitik, bisher in allen Konsequenzen von der Sozialdemokratie nicht durchgedacht und deshalb eine Quelle der verschiedensten Beurteilung der nämlichen Angelegenheiten geworden ist. Dazu gesellt sich noch der Umstand, daß die marineteknischen Fragen für den sozialdemokratischen Politiker ganz neu sind, was verursacht, daß, während unsere Parteiführer, wie zum Beispiel der Genosse B e b e l, sich erstaunlich gut in militärischen Fragen zurechtfinden, wir auf dem Gebiet der Marinefragen keinen namhaften Kenner in unsern Reihen besitzen.

Eine gründliche Aussprache über die Frage der Flottenabrüstung hat für uns jetzt eine äußerst wichtige Bedeutung; sie wird bei den Wahlen im Zusammenhang mit der Reichsfinanzreformfrage eine große Rolle spielen. Eben weil sie bisher wenig diskutiert wurde, muß sie aber jetzt gründlich durchdacht werden, damit die Partei zu ihrer konsequenten Stellung einnimmt und — was für uns das wichtigste ist — sie für die sozialdemokratische Agitation auch gründlich ausgenützt werden kann.

Die agitatorische Bedeutung steht für uns in erster Reihe, und zwar nicht nur, weil wir als das wichtigste Ziel einer jeden politischen Aktion die Vertiefung und Ausbreitung der sozialdemokratischen Erkenntnis in den Massen des arbeitenden Volkes betrachten, sondern auch — und das sei schon hier mit aller Deutlichkeit betont — weil wir ebensovienig an die Durchführung der Flottenabrüstung oder eines internationalen Abkommens zwecks Einschränkung des Flottenbaues innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft glauben, wie wir an die internationale Heeresabrüstung glaubten, für die der bekannte Menschheitsfreund Nikolai Romanow sich vor zwölf Jahren ins Zeug legte. Die Tatsache, daß die Militärausgaben der sieben Großmächte vom Jahre 1898, in dem

der Jar die Friedensbotschaft losließ, bis zum Jahre 1908 von 5 Milliarden auf 6 1/2 Milliarden Mark gestiegen sind, muß auch dem beschränktesten Kopf zeigen, wie recht die Sozialdemokratie hatte, als sie diesem Friedensrummel kühl bis ans Herz hinan gegenüberstand und dem Proletariat sagte: nur der Sozialismus kann dem Moloch ein Ende machen.

Bevor wir jedoch durch eine Unterfuchung der einschlägigen Fragen zeigen werden, daß auch auf dem Gebiet der Marine die Verhältnisse nicht anders liegen — was natürlich keineswegs bedeutet, daß wir nun auf die Forderung der Einstellung der Rüstungen verzichten sollen — wollen wir an einigen Symptomen zeigen, wie ähnlich der bürgerliche Flottenabrüstungsrummel dem alten vom Jaren gefegneten Pazifismus ist. Wer ist es, der jetzt die Forderung eines Abkommens zur Einschränkung des Flottenbaues mit besonderem Eifer betreibt? Teddy Roosevelt, derselbe Roosevelt, der im Jahre 1901 den Satz prägte: „Die Kosten des Baues und die Instandhaltung einer Flotte stellen die billigste Prämie der Friedensversicherung dar, die ein Volk überhaupt zahlen kann.“ Als Friedensstifter tritt derselbe Roosevelt auf, unter dessen Leitung Amerika in den Jahren 1897 bis 1900 über 5 Milliarden Mark für den Flottenbau ausgab und der sich als Einseitiger des amerikanischen Imperialismus so trefflich bewährte. Und wer tritt neben Roosevelt für ein Flottenabkommen ein? Es ist derselbe englische Liberalismus, der dem Imperialismus nur entgegenzutreten weiß, indem er alle seine Forderungen ausführt. Wie liegen aber die Dinge in Deutschland? Hier ist es die politische Halbwelt, die heute in dem Surrealismus für die Flotte schier die bezahlten Schreier der Panzerplattenbarone überbietet und die Sozialdemokratie wegen ihrer Flottengegnerschaft anpöbelt, um morgen, durch ein auswärtiges Blatt angebietet, für ein Flottenabkommen „Propaganda“ zu machen. Nein, mit dieser gemischten Gesellschaft hat das Proletariat gewiß nichts zu tun; es unterscheidet sich von ihr nicht nur in seiner prinzipiellen Haltung, sondern auch in den momentanen Forderungen. Ein Feind des Imperialismus, bewaffnet sich das Proletariat aus seiner eigenen Rüstkammer zum Kampfe gegen ihn; das aus Pappe gebadene Schwert der bürgerlichen Flottenabrufter von heute und Speichellebern des Imperialismus von morgen kann äußerlich den proletarischen Waffen ähnlich sein, näher betrachtet ist es von ihnen grundverschieden. Um das zu beweisen, genügt es vorerst, die Frage zu beantworten: Aus welchen Ursachen heraus entstand die Bewegung für das deutsch-englische Flottenabkommen? Sie soll im nächsten Artikel behandelt werden.

Seuilleton.

Das Haus Michael Senn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

Als in vorgerückter Stunde der Punsch aufgetragen wurde und man das dampfende Gebräu aus der großen Suppenschüssel langsam in die Gläser goß, da war die Stimmung in der bescheidenen Stube der Familie Raffener eine sehr befriedigende geworden. Frau Raffener strahlte vor Vergnügen und Stolz und sah noch einmal so stark und dick aus, als gewöhnlich. Die Frau Pfaffstaller hatte nun auch am Tisch Platz genommen, sah ganz bescheiden neben den zwei Raffenern Buben und rührte mit dem Kaffeelöffel eifrig und geräuschvoll den Punsch in ihrem Glase um. Dabei ließ sie ihre Augen beobachtend von einem zum andern an dem Tisch schweifen. Sie mußte doch gleich morgen in der Früh bei der Monika Gampferle droben in der Stadtgasse genauen Bericht erstatten. „Wo haben's denn Ihre andern Kinder?“ fragte Michael Senn die Raffenerin, die ihm gerade ein großes Stück Torte auf den Teller legte. „Die schlafen schon lang, Herr Senn!“ „Naa, Mutter! Wir schlafen nit!“ Der Anderle, der nur mit dem Hemd bekleidet war, hatte die Tür des Nebenzimmers aufgerissen und rief sich nun die Augen, da ihn das helle Licht blendete. Es war ein sehr komischer Anblick. Alle Anwesenden, sogar Michael Senn und der Kooperator brachen in ein lautes Gelächter aus. „Du hast uns an Punsch verhoassen!“ sagte der Anderle weinerlich. „Marsch ins Bett!“ gebot ihm die Mutter. „Naa! I geh' nit! Du hast uns an Punsch verhoassen und ges'n hab'n wir aa no nix!“ „Komm' her zu mir!“ lud Michael Senn den Knirps ein

Der Anderle kam mit feinen dünnen, nackten Beinchen schnell zu dem Sofa gelaufen. „Da!“ Michael Senn hielt ihm das große Stück Torte hin, das vor ihm am Teller lag. „Und's Mariele? Und die andern?“ erkundigte sich der Anderle, während er gierig in die Torte biß und mit heißhungrigen Augen auf die Dinge sah, die am Tisch standen. „Dö hab'n aa an Hunger!“ versicherte er ernsthaft. „Marsch ins Bett!“ schrie die Raffenerin in zorniger Verlegenheit. „Komm', ich trag' dich hinein!“ sagte Lina freundlich. „Naa! I lass' mi von dir nit anrühren!“ rief der Knirps weinerlich. „Dah du mi wieder zwickst wie da neulicht!“ „Vater, sag' ihm, er soll giah'n!“ befahl die Raffenerin ihrem Mann. Valentin Raffener, der schon wieder über den Durst getrunken hatte und sich in einer rührseligen Stimmung befand, erschrak heftig über den plötzlichen Auftrag, der ihm ward. „I — i?“ stotterte er. Dann, als er die zornigen Augen seiner besseren Hälfte sah, ermannte er sich und befahl mit lauter Stimme: „Anderle, geh' ins Bett!“ Der ungewohnte strenge Ton des Vaters, der sich selbst immer vor der Mutter fürchtete und im Haus gar nichts zu sagen hatte, schien den Anderle riesig zu beunruhigen. Wie ein verrückter Heuschreck hüpfte er mit dem Restchen Torte in der Hand, das er noch nicht verschlungen hatte, in der Stube herum und brüllte in den höchsten Tönen: „I geh' nit! Des derbringt's mi nit eini! I will an Punsch!“ Die andern Kinder im Nebenzimmer wurden durch ihren kleinen Bruder aufgemuntert und erhoben nun auch ein Mordsgeschrei. „Wir hab'n aa no nix g'habt! Wir sein hungriq! Nit amal a Brennsupp'n hab'n wir kriagt!“ zeterten sie drinnen. Es herrschte ein betäubender Lärm. Die Raffenerin war nun wirklich in hellste Wut geraten. Sie packte den Anderle energisch beim Arm und haute ihm ein paar kräftige Ohrfeigen herunter.

„Au — au — au!“ brüllte der Anderle und ließ das letzte Stückchen Torte fallen. Eine peinliche Stille entstand. Die Raffenerin zerrte den heulenden kleinen Missetäter in das Nebenzimmer. Von drinne hörte man noch das Klatschen von Schlägen und das unterdrückte Heulen mehrerer Kinder. „Mutter, ich bring' ihnen den Torten hinein!“ sagte Lina, als die Raffenerin zurückkam und sich erschöpft wieder auf ihren Platz setzte. „Was dir einfallt!“ protestierte sie. „Wir es'n nix mehr!“ sagte Franz Senn. „I schon!“ brummte der Toni. Lina ging, ohne von ihrem Bruder Notiz zu nehmen, mit der Torte ins Nebenzimmer. Drinnen wurde es auf einmal ruhig. Lina hatte offenbar das Bestreben, den übeln Eindruck, den die Mutter mit ihrer brutalen Züchtigung bei den Gästen hervorgerufen hatte, wieder gutzumachen. „Sie moant's nit a so!“ sagte der alte Raffener zu Michael Senn. In seinem Halbrausch fühlte er das Bedürfnis, seine Frau zu entschuldigen. „Sie is halt a bissel gachzornig. Aber hinscht is sie a brav's Weibl. Gelten's, Herr Kooperator?“ Dabei umschlang er seine Frau zärtlich und wollte sie näher zu sich ziehen. „Lass' mi aus!“ schrie sie, noch immer zornig. „I hab' schon g'nuaq von dir, wenn i di sieh!“ „Sie moant's nit a so!“ begütigte der Valentin zum alten Senn wendet. „Die Weiber sein halt a so. Alle haben sie ihre Tappen!“ Die Lina is akkrat a so wie die Mutter!“ erzählte er. „Aber sein sein sie boade. Und wir brauchen sie halt amal, dö Weiberleut!“ lachte er und stürzte ein volles Glas Punsch hinunter. „Schenk' ein, Kathl!“ Er hielt ihr sein Glas hin. „Nix kriagt! Du hast eh' schon an Rausch!“ herrschte sie ihn an. „Schen's! So sein's dö Weiber!“ lachte der Valentin. „Nix vergunnen's oan. Nein gar nix! Nit amal a Tröpf'l Punsch!“ meinte er wehmütig. „Is Ihnere Frau aa so g'wesen?“ fragte er den alten Senn, immer vertraulicher werdend.